

Predigt zum 3. Sonntag der Osterzeit 2021, B

In unserer Kirche rumort es. Seit langem – und zwar gewaltig:

Der nicht enden wollende Reformstau, der ins Stocken geratene „Synodale Prozess“, die schleppende und quälend langsame Aufarbeitung des Missbrauchsskandals, die erbärmlichen „Kölner Wirren“, die massenhaften Abstimmungen mit den Füßen, das unselige Dekret zum Verbot der Segnung von gleichgeschlechtlichen Paaren.

Mein Studium war noch geprägt von den Nachwirkungen des Zweiten Vatikanischen Konzils und der Würzburger Synode, immer gepaart mit der Hoffnung auf eine Weiterentwicklung der Kirche als „Volk Gottes auf dem Weg“ im Sinne einer menschlich(er)en Pastoral.

Schon vor meiner Diakonen- und Priesterweihe setzte die Rückwärtsbewegung durch Papst Johannes Paul II. ein. Ständige Reglementierungen und Verdächtigungen waren an der Tagesordnung, alles später kunstvoll fortgeführt von Papst Benedikt XI.

Die zwischenzeitlichen Reformanstrengungen durch das Kirchenvolksbegehren, das Diözesanforum im Bistum Münster und den bundesweiten „Dialogprozess“ sind faktisch im Sande verlaufen.

Frei nach dem Motto: „Es muss etwas geschehen, aber es darf nichts passieren.“

Mittlerweile sind mindestens zwei Generationen von engagierten Christen, ehrenamtlich wie hauptamtlich, fast systematisch in die Frustration getrieben worden.

Papst Franziskus ist bei allen anfänglichen Hoffnungen ein Ankündigungspapst geblieben und hat es trotz einiger guter Enzykliken und menschlich-pastoraler Art nicht zu wirklichen Reformen geschafft.

Die Aufarbeitung des Missbrauchsskandals hierzulande kommt bei allen inzwischen gut voran getriebenen Präventionsbemühungen nicht in dem Maße weiter, wie es erforderlich wäre. Immer noch bleibt der Eindruck haften, die Kirche schütze mehr die Täter als die Opfer. Betroffene aus den so genannten Betroffenenbeiräten werden hier ein zweites Mal zu Opfern gemacht. Die Ernsthaftigkeit der Aufarbeitung wird zu Recht angezweifelt, zumal sich die Kirche nur in wenigen Fällen einer objektiven Reflexion von außen bedient. Die systemischen Ursachen, die sexuelle Gewalt begünstigen, werden von bestimmten Kreisen nach wie vor geleugnet und individualisiert.

Inzwischen ziehen unzählige Menschen, einfach weil sie keine andere Möglichkeit mehr sehen, die Reißleine und verabschieden sich. Auch in unserer Kirchengemeinde.

Auch Menschen, die bis vor einigen Jahren noch in Gremien und Gruppen aktiv waren.

Selbst vor den Hauptamtlichen in caritativen Organisationen und in der Pastoral machen die Zentrifugalkräfte keinen Halt. Da beruhigt auch nicht die Feststellung, dass auch anderen großen Institutionen die Mitglieder weglaufen. Bei aller Einsicht in die sicherlich größeren kulturellen und geistigen Verschiebungen, die hier am Werke sind, ist die Misere auch zu einem nicht geringen Anteil hausgemacht.

Es sind Erosionen im Gange, die man sich vor wenigen Jahren noch nicht hätte vorstellen können.

Die neueste Verlautbarung aus Rom offenbart eine gottserbärmliche und im Grunde menschenverachtende Einstellung zum Leben und der Lebensrealität der Menschen – und das in einer theologischen wie hermeneutischen Schlichtheit, mit der ich nicht einmal mein Vordiplom bestanden hätte.

Das sogenannte Lehramt schaut den Menschen nach wie vor lieber unter die Bettdecke als in ihre Herzen. Dabei wird obendrein die vom Konzil getroffene wichtige theologische Erkenntnis geleugnet, dass auch dem Volk Gottes eine allgemeine Lehrautorität zukommt.

„Trotzdem – Wie ich versuche, katholisch zu bleiben“ ist ein sehr lesenswertes Buch der blitzgescheiten Journalistin und Politikwissenschaftlerin Christiane Florin. Es macht all die Spannungen deutlich, in denen wir stehen, und den Ritt auf der Rasierklinge, wie man sich nun entscheiden soll.

Frappierend ist, dass der von mir sehr geschätzte und inzwischen emeritierte Pastoraltheologe Ottmar Fuchs schon 1989 ein Buch mit dem Titel geschrieben hat „Dabeibleiben oder weggehen? – Christen im Konflikt mit der Kirche“.

Schon damals hat er aus theologischer Perspektive exakt die richtigen Beobachtungen angestellt und die entsprechenden Fragen dazu aufgeworfen.

Die Spannungstoleranz, die gerade allen im Sinne des Konzils engagierten Christen abgefordert wird, ist in all den Jahren nicht geringer geworden, im Gegenteil.

Die real existierende Kirche wirkt wie eine riesige Blockade und ein Hemmschuh für all das Gute, Heilende und Positive, das wir eigentlich zu sagen und zu vertreten haben.

Denn die Botschaft, für die die Kirche steht (und da kann man in guter ökumenischer Gesinnung alle anderen christlichen Kirchen einschließen), ist nach wie vor nicht nur gültig, sondern faszinierend – und im Grunde atemberaubend:

Der Glaube an einen den Menschen zugewandten Gott, der nicht nur in der Geschichte wirkt, sondern im Leben eines jeden einzelnen Menschen zugegen ist,  
die frohe Botschaft von einem Leben in Fülle für alle Menschen,  
die großartige Vision vom Reich Gottes der Gerechtigkeit und des Friedens,  
die unzerstörbare Hoffnung auf Gott, der uns auch im Tod nicht hängen lässt, sondern den erbarmungslosen Zerstörer des Lebens besiegt...

Es ist ein Jammer, wie sehr all dieses Schöne und Großartige vor dem Bild einer blockierten, zankenden und rückwärtsgewandten Kirche verblasst.

Tradition meint aber nicht das Hüten der Asche, sondern das Entfachen der Glut.

Der lateinische Begriff für Tradition bedeutet übersetzt in schillernder Zweideutigkeit nicht nur „anvertrauen, weitergeben“ sondern auch „verraten, ausliefern“.

Wo siedeln wir uns da an? Wie gehen wir mit dem Anvertrauten um? (Wie) Geben wir es weiter? Verraten wir unter Umständen auch eine Sache oder liefern Sie dem Schafott aus? Fühlen wir uns selbst letzten Endes wie hilflose Ausgelieferte?

Es braucht ein gehöriges Bewusstsein von der eigenen Berufung durch Taufe und Firmung, um in all der Gemengelage selbstbewusst (dabei) zu bleiben und der Kirche ein gastfreundliches Gesicht zu geben.

Unsere Botschaft hat es in sich und dafür brenne ich – trotz all der Verstellungen und Verzeichnungen, die sie im Laufe der Jahre erlitten hat.

Und damit sind wir noch mal beim Thema Auferstehung.

Was hat man den Leuten über Jahrhunderte nicht alles eingetrichtert, an das reflektiert und denkende Menschen heute einfach (zu Recht!) nicht mehr glauben können!

Es geht doch nicht um die Wiederbelebung eines physisch toten Körpers!

Es geht um den starken Glauben daran, dass Gott jeden Menschen zu sich hin rettet und vollendet – mit all seinen Beziehungen und sozialen Gefügen, mit allem, was sein Leben unverwechselbar und unaustauschbar gemacht hat. Das meint Auferstehung!

Zwischen unserem Leben hier und dem Leben „drüben“ gibt es eine Kontinuität und Identität, bei allem, was dann auch anders ist.

Das kleidet der Evangelist Lukas in die zugegebenermaßen missverständliche Vorstellung Jesu vor seinen erschrockenen Jüngern. Die Rede von Haut und Knochen und einem gegessenen Fisch ist fast drastisch, ist aber unbedingt auf der Bildebene zu verstehen.

Denn zugleich ist der Auferstandene plötzlich mitten unter seinen Jüngern und kommt gewissermaßen durch Wände. Er ist derselbe und doch der ganz andere.

Er wird vor allem an seinen Handlungen erkannt, am Brotbrechen, daran, dass er beim Namen ruft, dass er sich sehen lässt.

Er wird erkannt an seinen Wundmalen, die den Auferstandenen als den identifizieren, der wirklich gelitten, aber durch Gottes Kraft den Tod überwunden hat.

Es ist vollkommen anderes als beliebig, ob wir daran glauben.

Der Apostel Paulus sagt sogar „Ohne die Auferstehung wäre euer Glaube nutzlos!“

Im Glauben an die Überwindung des Todes durch die Liebe Gottes liegt eine Schubkraft, die uns Würde und Ansehen verleiht. Diese Kraft gibt uns eine unzerstörbare Hoffnung mit auf den Weg. Für die lohnt es sich auch heute noch einzustehen und sie unter die Menschen zu bringen.

Bei allem was uns beengt und bedrängt: Diese Hoffnung, diese Vision ist größer als die oft enge Weite der Kirche. Diesen großen Horizont möchte ich gemeinsam mit anderen Menschen guten Willens offen halten.